

Telefon gehen und den Hörer abnehmen. Sie begann zu weinen, und erstaunt sah ich zu ihr hin. Ich hatte sie noch nie weinen sehen, und es wirkte auf mich fast komisch. Wenn man weinte, dann war man doch schwach, ohne Kontrolle, verletzlich. Wusste meine Mutter das etwa nicht, so fragte ich mich damals.

Sie ließ plötzlich den Hörer fallen, Tränen strömten über ihr Gesicht, und sie sagte schluchzend: „Euer Vater ist tot! Er ist eben gestorben! Geh zu deinen Brüdern und sag es ihnen! Er ist tot! Tot!“

Mein Vater war tot? Ich stolperte aus dem Bett, lief ins Zimmer, in dem die Brüder noch schliefen, riss die Tür auf und rief fröhlich: „He, ihr drei, aufstehen! Vater ist tot!“

Ich war erleichtert, dass er tot war. Bereits damals war ich davon überzeugt, mein Vater hätte uns Kinder alle zerstört, wenn er uns weiterhin mit seinen Gewaltmethoden hätte dirigieren können. Doch darüber sprach ich nicht.

Bei der Beerdigung kam meine Klassenlehrerin auf mich zu, gab mir fröhlich die Hand und sagte lachend: „So habe ich doch endlich einmal eine Gelegenheit, deine Mutter und deine Geschwister kennen zu lernen.“ Auch ich lachte. Erschrocken hörten mein Therapeut und seine Frau zu.

Sie entwickelten nun eine Reihe von therapeutischen Ritualen, damit ich meinen Vater noch einmal symbolisch beerdigen konnte, um mich so für immer von ihm zu verabschieden und damit den Jahrestagen die schicksalsträchtigen Schrecken zu nehmen.

Als erste Vorbedingung für diesen endgültigen Abschied nannte mein Therapeut die Liebe zu meinem Vater, die ich endlich zulassen und ausdrücken sollte. Ich versuchte also, Liebe zu meinem Vater zu entwickeln, denn da der Therapeut so hartnäckig darauf bestand, musste es auch ein wichtiger, therapeutischer Grund sein, solch eine Liebe zu zeigen. In einem Text beschrieb ich diese Liebe, die es nie gegeben hatte – ich

erfand einen Vater, wie ich ihn in meiner Kindheit gebraucht hätte.

Mein Therapeut reagierte überaus bewegt auf meinen Brief, er weinte – die symbolische Beerdigung konnte beginnen, da ich die Bedingung des Therapeuten erfüllt hatte. Mein Therapeut und seine Frau waren zu diesem Anlass feierlich gekleidet – er in tiefschwarzem Anzug und weißem Hemd mit schwarzseidener Fliege, sie in tiefschwarzem Kleid, schwarzseidenen Strümpfen und schwarzen Schuhen. Unsicher stellte ich meine Tasche ab. Ich war nicht passend angezogen, ich trug blaue Jeans und eine dünne Jacke mit blauen Blümchen darauf.

Wir zündeten Kerzen an, und ich las den Text der damaligen Grabrede und eine neue Rede für meinen toten Vater vor, die ich für meinen Therapeuten entworfen hatte. Begleitet von Bachscher Passionsmusik zerrissen mein Therapeut und ich fünf meiner Bilder in kleine Fetzen – Grafiken, auf denen ich die Gewalt meines Vaters dargestellt und die ich meinem Therapeuten geschenkt hatte. Die Fetzen warfen wir in eine große Tonschale und zündeten sie an – als symbolische Verbrennung meines Vaters und zugleich als ein Verbrennen meiner Wut auf ihn. Die Tonschale stand vor dem weit geöffneten Fenster auf der Fensterbank. Im Garten gegenüber stand der Pastor der evangelischen Gemeinde, rauchte eine Pfeife und schaute irritiert in das offene Fenster der Praxis.

In der Schale schlugen die Flammen hoch, beißend roch es nach Gummi, weil auch eine Collage verbrannt wurde. Ich warf zu große Stücke ins Feuer, mein Therapeut schob hastig die Schale auf die äußere Fensterbank, da zerbrach die Schale in zwei Teile, und alles fiel in den Garten. Ich unterdrückte mein Gelächter. Es sah zu komisch aus, als der halbverbrannte Vater nach draußen fiel.

Die Frau des Therapeuten lief hinaus, holte einen Blumentopf und sammelte Asche und Papierreste darin. Wir verbrannten die letzten Papierstücke. Die Asche der Bilder kam in eine silberne Dose.

Nach der Verbrennung meiner Bilder wurde oben in der Wohnung Kaffee getrunken und Butterkuchen gegessen, wie es bei Beerdigungen üblich ist. Zum Abend gab es noch Sekt und Lachs. Und hier, während des Essens, begann ich wirklich traurig zu werden und weinte. Die dämonische Liturgie des Beerdigungsrituals trieb mich immer weiter fort von mir selbst. Zehn Stunden hatte der Abschied vom Vater gedauert – zehn Stunden lebte ich in einer düsteren, morbiden Welt voller Geister, die mein Therapeut gemeinsam mit seiner Frau für mich inszeniert hatte.

Begann nun tatsächlich die Zeit der Trauer, die Zeit des Abschiednehmens? Nein, kaum war ich wieder zu Hause, in meiner Wirklichkeit, konnte ich nicht mehr um meinen Vater trauern; ich spürte keinerlei Trauer, die Wirkung des therapeutischen Spuks war wie weggeblasen. Ich fühlte, dass das Ritual dieses Beerdigungstages nicht mein Abschied vom Vater war. Das Ritual dieser Beerdigung hieß: Mein Therapeut wollte unbedingt Abschied von meinem Vater nehmen – er wollte ihn endlich loswerden. Und ich fragte mich, wem diese Rituale der Trauer helfen sollten.

Doch mein vorsichtiger Protest bewirkte nichts – obwohl ich nicht trauern konnte und wollte, ging es weiter im Ritualplan des Therapeuten: Er besuchte mich für sieben Trauertage jeden Abend, danach folgte einen Monat lang die Trauerzeit. Ich fühlte mich wie in einer Dauertrance, immer mehr von mir entfernt. In diesen vier Wochen brannte in meiner Wohnung ständig eine ewige Kerze für meinen Vater. Zum Ende der Therapie wollten wir gemeinsam zum tatsächlichen Grab meines Vaters fahren, um dort die Aschendose zu beerdigen. Dazu kam es glücklicherweise nicht mehr – mein Therapieabbruch verhinderte ein derartig beklemmendes Ritual.

Mein Therapeut interpretierte meine Ängste und psychischen Probleme als Zeichen eines unbewussten Totenkults, und seine therapeutische Arbeit definierte er später als Einführung des

Todes in die Heilkunde. Er vertrat die Überzeugung, dass bei Tod und Verlust von Personen Trauerarbeit durch Identifikation ersetzt wurde. Der Versuch, an die Stelle der Toten zu treten, statt auf deren Gegenwart zu verzichten, lief auf Verdrängung hinaus und zog Symptome nach sich. Seiner Auffassung nach entstand alles physische und psychische Leid dieser Welt durch die ungetrauerte Trauer, die toten Familienmitgliedern vorenthalten wurde. Die fehlende Trauerarbeit entdeckte er in meinen Symptomen und Ängsten – in ihnen hätte ich unbewusst meine ungeleistete Trauerarbeit eingefroren.

Er behauptete, alle Menschen würden von ihren Vorfahren, oft über viele Generationen hinweg, bestimmt und gelenkt. Für ihn gab es in der gesamten Menschheitsgeschichte keine verantwortlichen Täter, denn die Täter handelten seinem Credo zufolge immer unbewusst und aus ihren Verstrickungen mit unbetrauerten Toten heraus. Anstatt Trauerarbeit zu leisten, identifizierten sie sich mit den Toten und versuchten, deren ungelebtes Leben zu leben. Mein Therapeut behauptete, dass Menschen deshalb zu Gewalttätern würden, weil in der vorherigen Generation der Familie die Person fehlte, die Verantwortung übernommen hätte, um einem Kind Schutz zu geben. Dieses Fehlen wirke sich wiederum so aus, dass das Kind später als Erwachsener unter seiner Unfähigkeit leide, die Vergangenheit zu korrigieren, oder selber andere Menschen darunter leiden lasse.

Mein Therapeut war davon überzeugt, dass sich Elend und Leid bei mir in Glück und Freude verwandeln würden, wenn ich meinen toten Vater im Nachhinein betrauerte und würdigte. Aber genau das war mir nicht möglich. Mein Vater war ein grausamer Vater – eben kein Vater, der sein Kind liebt und respektiert hatte. Wie sollte ich ihn da lieben und respektieren können?\*

\* Doch mein Therapeut hielt an seiner Theorie fest – er wollte mich

Nein – ich trauerte nicht, ich geriet stattdessen in eine unglaubliche Wut und Empörung. Mein Therapeut erklärte, dass diese Wut nicht meine Wut sei, sondern ich würde – stellvertretend für meinen Vater – dessen Wut auf seine Mutter zeigen.

Es gab noch eine weitere Interpretation meiner Wut, die mein Therapeut in Abständen wiederholte – nämlich die, dass ich mit meiner Wut, die sich in der Regel gegen mich selbst richtete, eine Erfüllungsgehilfin meines Vaters sei. Als seine Mordgehilfin stünde ich auf derselben Stufe wie er.

„Du bist nicht besser als dein Vater“, sagte mein Therapeut kalt. „Das, was du deinem Vater vorwirfst, machst du selbst. Du bist genauso wie er.“

Manchmal deutete mein Therapeut meine Wut als Zeichen dafür, dass ich eine übergroße Angst hätte, von ihm und seiner Frau verlassen zu werden.

Ich sah die Willkür seiner Deutungen als totalitär und inakzeptabel an, denn ich erlebte nur zu deutlich, dass es sich hier um meine Wut auf meinen Therapeuten handelte und nicht um die Wut stellvertretend für tote Vorfahren.

Ich beschloss, mit meinem Therapeuten über meine Wut zu sprechen und auch darüber, dass ich nicht um meinen Vater weinen wollte. Doch scharf wischte er meine Argumente zur Seite.

„Mit deinen Ängsten suchst du doch nur nach einer schönen Entschuldigung, weshalb du um deinen Vater nicht trauern kannst und keinen Abschied von ihm nehmen musst! Wahrscheinlich suchst du mit deiner Wut einen Vorwand, damit du nicht um ihn trauern musst!“

verpflichtend an sie binden, weil nur dies der „Ordnung der Liebe“ entsprach. Dieser Ordnung gegenüber musste ich meine Schuld anerkennen, um durch sie erlöst zu werden.